

Mona Schwarz

# VERFLIXTE BLUTGIER

Neugeboren in Berlin

Vampire Romance

Leseprobe

## Das Buch:

Der Hilfsarbeiter Eduard Krause erlebt den schlimmsten Samstag seines Lebens. Erst macht seine Angebetete Grete mit ihm Schluss, dann bricht er nach einem kapitalen Besäufnis zusammen und wacht als neugeborener Vampir wieder auf.

Das neue Leben bietet wunderbare Möglichkeiten, aber seine verflixte Blutgier bringt jeden Menschen in Gefahr, auch Grete, die er um jeden Preis wiedersehen will, fast um jeden Preis, denn sobald er ihren betörenden Duft wahrnimmt, steht ihr Leben auf dem Spiel und seines nicht minder.

## Die Autorin:

Mona Schwarz ist der Autorennamenname von Monika Schoppenhorst, den diese für Storys nutzt, die in einer magischen Welt spielen. Sie lebt und arbeitet im grünen Norden von Berlin und wird dabei von ihrem schwarzen Schäferhundmix Snoopy begleitet. Mit besonderer Liebe widmet sie sich ihrem Vampir Eduard.

Der Link zum Buch

<https://bitly.nz/u9QGT>



## Kapitel 1

Gretes Worte trafen mich wie ein Faustschlag. Ich taumelte rückwärts und wurde von einer Laterne abgebremst. Wie betäubt lehnte ich mich an sie und blickte meiner großen Liebe hinterher. In meiner

Brust klaffte ein bodenloses Loch, in das ich am liebsten versunken wäre. Gretes allerletzte Worte bissen sich in meinen Verstand: »Adieu Eduard, Liebster«, hatte sie geflüstert. »Ich werde dich nie vergessen.« Adieu, der Abschiedsgruß, der ein Wiedersehen ausschloss. Dann drehte sie sich um und hielt mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern auf die Droschke zu, deren Schlag bereits offen stand.

Mein Leben war vorbei.

Ich hob die Hände vors Gesicht, um meine Tränen zu verbergen, rutschte an der Laterne nach unten und hoffte einfach zu vergehen.

Natürlich versank ich nicht im Erdboden, sondern begann zu frieren. Es war schon Oktober und der Abend senkte sein dunkles, feuchtkaltes Tuch auf Charlottenburg. Mein Gesicht war nass.

Ich zog die Nase hoch und suchte in meiner Hosentasche nach meinem Taschentuch. Dort knisterte der Umschlag mit meinem Lohn. Das Stofftuch fand ich in der anderen Tasche. Es saugte all die Tränen auf, die ich wegen meiner Liebsten vergossen hatte. Ich schnäuzte hinein und stopfte es in die Jackentasche.

Mutter würde in der nächsten Woche mit etwas weniger Geld auskommen müssen. Heute wollte ich mir einen ordentlichen Rausch ansaufen. Mit hängenden Schultern schlurfte ich nach Moabit und setzte mich wie jeden Samstag nach Feierabend in meiner Stammkneipe »Zum Kutschbock« an den Tresen und bestellte ein Bier nach dem anderen. Ich hatte keine Lust, dem Wirt Gustav und den anderen Gästen Anekdoten von der Dombaustelle zu erzählen, wie ich es gewöhnlich tat.

Das wunderte den Kneipier gehörig, wie ich seinen fragend hochgezogenen Brauen ansah. »Prost«, sagte er und stellte ein frisch gezapftes Bier vor mich hin.

Ich brummte zur Antwort und leerte das Glas in einem Zug bis zur Hälfte.

»Ede, Jungchen, wat haste denn?«, erkundigte sich der Wirt und beugte sich über den Tresen, sodass sein eingeklemmter Bauch Wellen schlug. »Dit is dein fünftet heute. Ick hab dir noch nie so velle trinken sehn. Nicht dasset mich ärjert, vasteh mir nich falsch. Aber ick kenn dir einfach nich so. Is Mist passiert?«

»Kannste ma saren, Justav. Dreck vadammta!« Die Worte wollten nicht recht aus meinem Mund heraus. Ich raufte mir die Haare, die sich über meine Ohren ringelten, sodass ich dicke Strähnen hinter die Ohrmuscheln klemmen musste. Sie gehörten schon längst geschnitten. Ob Grete deshalb ... »Ick hab Jrete valorn«, lallte ich und ließ meinen Kopf auf den Tresen sinken.

Mit einem flinken Handgriff, den man dem dicken Wirt gar nicht zutraute, rettete er das Bierglas davor, von meiner Stirn geküsst zu werden. Ich straffte mich wieder und hielt mich auf dem hohen Stuhl fest, der mich beinahe wie ein bockender Esel abgeschüttelt hätte.

»Ach Mensch, die süße Blonde, die imma den Sonnenschirm so zierlich trächt?«, erkundigte sich Gustav sanft.

»Ja.«

»Liebtse dir nich mehr?«

»Doch.«

»Na, denn isset ja jut.« Mit einem Lächeln auf den Lippen richtete sich Gustav auf und trocknete ein Glas ab.

»Nee, janich.« Ich merkte selbst, dass sich meine Stimme jämmerlich anhörte, und trank das Glas aus. »Jib mir noch eens!«

»Würlich? Junge, vaträchste dit? Ick gloobe, dit bekommt dir nich. Ick hab dir noch nie Berlinan jehört.«

»Justav, kümmre dir um dein Kram. Ick sauf mir heute een an. Und Hochdeutsch kann mir mal.«

»Meinetwejen, du musstet wissn.«

»Weeßte, ick binnet nich wert, Grete zu heiratn. Ihr Vata hat ne bessere Partie fürse ausjemacht. Bald musse een Offissier der kaiserlichen Jarde ehelichen. Mir lassn se ja janich erst rin inne Jarde, wa?« Das nächste halbe Bier floss durch meine Kehle. Jetzt verdoppelte sich Gustav vor mir. Ich kniff

ein Auge zu, dann schwankte er nur noch einfach. »Ick bin ja nur n Hilfsarbeita, weil die Eltan keen Lehrjeld zahl'n könn'. Imma nur ackan, knapps'n, weita ackan, Samstach Kartoffelsuppe, inne Woche Kohl, Pellkartoffeln mit Öl oder mal n Hering. Wir ha'm ja jetzte n Wassaklo uffm Treppenabsatz, für den Luxus jibtet denn nüsch't Ordentlichet zu fressen. Kacke, Mann! Und meine Jrete is ooch weg. Mein Leben is Scheiße. Ick willet nich mehr.« Ich klammerte mich am Tresen fest, weil sich inzwischen die ganze Kneipe um mich herum drehte.

Aus der rechten hinteren Ecke meldete sich ein Mann in Jacke mit Kapuze, die er sich tief ins Gesicht gezogen hatte. »Recht haste, Kerlchen. N Kaufhaus baun se jetzte, wo so ville einfache Leute jewohnt ha'm. Ihr ooch, stümm't doch, wa? Uns Arme könnse eben einfach rausschmeißen, wa? Dit is ne Schande!«

Ich versuchte zu nicken, kippte aber beinahe vom Stuhl.

Gustav grinste, packte meine Hand und zog mich in die Senkrechte. »Jungchen, du bist besoff'n. Dit hasste nu davon. Halt dir ma jut am Tresen feste, wa? Dein Kopp würd dir morjen früh janz schön riesich vorkomm.« Er drehte sich zur Ecke und sprach den Kapuzenmann an: »Maier, bringste den Ede nach Hause? Der wohnt doch in dei'm Haus.«

Ich zog die Lohntüte aus der Tasche. Gustav nahm ein paar Münzen heraus und drückte sie mir wieder in die Hand. Ich steckte sie in meine Jacke.

»Wü'd jemacht, Justav«, antwortete unser Hausmeister und stand auf. Sein Gesicht blieb verborgen.

Trotz meines Rausches fiel mir etwas auf. »Wieso ha'm Se denn hier drinne Handschuhe an, Herr Maier?«

Er legte sich meinen Arm auf die Schulter, zog mich vom Stuhl, schlang seinen Arm um meine Taille und ging dann mit mir nach draußen. Die kalte, feuchte Luft versetzte mir einen Schlag wie mit dem Holzhammer, meine Beine knickten ein. Aber Maier hielt mich, als würde ich gar nichts wiegen. »Diese Frage und noch ein paar mehr wirste bald selbst beantworten könn, Eduard. Du willst doch n neuet Leben, nich wahr?«

»Oh ja und w...«, brachte ich noch heraus. An das, was dann geschah, kann ich mich nicht erinnern. Mein Bewusstsein hatte sich verabschiedet.

Es war stockdunkel, als ich erwachte, und roch nach Misthaufen und Getreide. Außerdem drang beißender Vogelkotgeruch auf mich ein. Dazwischen stank es nach Mäusepisse und saurer Milch. Über weitere Aromen, die ich wahrnahm, dachte ich lieber nicht nach. Hatte ich schon mal derart viele verschiedene Geruchsnoten auf einmal gewittert?

Warum war es so dunkel? Wo war ich nur? Und ich – wer war ich? In meinem Gedächtnis klaffte eine Lücke wie eine breite, tiefe Schlucht. Mit den Fingern fuhr ich über Bartstoppeln, eine große Nase und landete in welligem Haar, das über die Ohren wuchs. Verwundert kratzte ich mich am Kopf.

Da ich nichts sah, tastete ich meine Umgebung ab. Der Untergrund fühlte sich uneben und kühl an. Vielleicht gestampfter Lehm Boden? Ich lehnte an einem Brett, das zu irgendeinem Gestell gehörte, und meine Füße stießen an etwas Weiches, das nachgab. Vorsichtig wollte ich mich aufrappeln.

Doch offenbar war ich aufgesprungen, denn ich knallte mit dem Kopf so stark gegen die Decke, dass ich fürchtete, mein Schädel würde zerbrechen. Aber es tat kaum weh. Weich landete ich auf den Füßen und reckte mich nach oben. So was konnte ich? Erstaunlich – der Raum war ziemlich hoch. Aufrecht stehend erreichte ich mit den Fingerspitzen gerade eben einen Dachbalken. Ich suchte die gegenüberliegende Wand und machte einen Schritt.

Doch statt zu gehen, wie ich es vorhatte, sprang mein Körper nach vorn, klatschte gegen die Mauer und prallte wie ein Gummiball ab. Völlig aus dem Gleichgewicht geraten ruderte ich mit den Armen und versuchte, mich zu fangen. Dabei machte ich eine rasend schnelle Rückwärtsbewegung und donnerte gegen das Regal, das wie trockener Reisig zerbrach und seinen Inhalt auf mich herniederregnen ließ. Aber es bremste mich ab, bis ich mit dem Rücken an der Wand und mit den

Füßen in Brennholz stand. Verblüfft schüttelte ich mich.

Jemand röchelte und ich hörte Stoff knistern. Ich hielt den Atem an und wagte zwei vorsichtige Schritte in den Raum hinein. Dabei drehte ich mich um die Achse, fegte mit den Händen noch ein Regal leer und verlor erneut die Orientierung.

»Immer langsam, Eduard, mein Junge.«

Etwas in mir rührte sich, als ich die Worte eines Mannes hörte, aber es war kein Erschrecken. Sollte ich nicht aufschreien oder wenigstens schnaufen? Müsste mein Herz nicht hoch bis zum Hals schlagen? Ich hielt inne. Eine Hand presste ich auf die Rippen und drückte zwei Finger auf die Halsschlagader. Nichts. Kein Puls.

Ich war tot.

Aber ich bewegte mich, dachte nach, roch vieles und hörte jemanden – oder nicht? Mein Körper fühlte sich wie immer an, nur seine Wärme spürte ich nicht. Doch ich froh auch nicht. Dann lebte ich doch. Ungläubig schüttelte ich den Kopf und wich nach hinten.

Bei einem Rückwärtsschritt hörte ich Scherben knacken. Ich trat in etwas Weiches, das nach intensiv vergorener Milch roch und nun an meinen Schuhen klebte. »So eine Kacke«, fluchte ich, »jetzt stinke ich nach ...«

»Das sollte Harzer Käse werden, Junge.«

Ich wich an die Wand zurück. Es knackte und krachte, ich trat in allerlei Zeug, das nach Getreide roch, und in noch mehr Käse unterschiedlicher Festigkeit. Ich drehte mich zu der Ecke, aus der die Stimme hervorgedrungen war. »Wer sind Sie?«

Zwei Augen, silbern wie Sterne, leuchteten mir entgegen. Sie bewegten sich begleitet von Kleiderrascheln von unten bis zur Höhe meines Kopfes. Mit Pupillen, die sich wie schwarze Löcher der Ewigkeit zu öffnen schienen, blickten sie mich an – faszinierend und grausig zugleich. Ich fürchte, mir blieb der Mund offenstehen.

Ohne ihren Tonfall zu ändern, redete die Stimme weiter: »Mach langsam Jungchen. Du musst deine neuen Fähigkeiten erst kennenlernen. Aber du hast alle Zeit der Welt dafür.«

»Fähigkeiten ... Zeit?«, stotterte ich, starrte auf die silbernen Augen und schluckte.

»Hier, trink den Rest«, sagte er und drückte mir etwas in die Hand.

Im schwachen Schein seiner Augen identifizierte ich es als Becher. Aus ihm entströmte köstlicher Duft, süß, metallisch, gehaltvoll. Was da so duftete, wollte ich haben.

Doch etwas geschah mit mir. Mein Mund veränderte sich. Ein Druck im Oberkiefer, Pikser auf meiner Unterlippe. Mit der Zunge fuhr ich die Zahnreihe entlang und blieb an einem langen, spitzen Zahn hängen. Auf der anderen Kieferseite noch einer. Wie Reißzähne von einer Katze, lang, spitz – in meinem Mund? Doch meine Gier war größer als die Verwunderung.

Ich stürzte den Trank in meinen Mund. Er schmeckte köstlich, besaß zarte Noten von Landluft, Käse, Brot und Bier. Mit Heißhunger schluckte ich, bis der Becher leer war. Das Getränk löschte sofort meinen Durst.

Ein Hauch von Wärme durchfloss meine Glieder, doch auch das Gefühl, dass ich Bäume ausreißen könnte. Verwundert und begeistert öffnete und schloss ich die Finger, streckte meine Arme, rieb meine Beine. Sie waren eisenhart und kalt. Aber ich froh nicht, im Gegenteil. Jetzt erst bemerkte ich, dass meine Haut schimmerte, als wäre ich ein edler Ritter in Silberrüstung. Aber ich fühlte mich auch unbesiegbar wie ein Bär. Ein reißender Fluss durchströmte mich, dem jeder folgen musste, der auf ihm ritt. Das war Macht.

Auch der Kerl hier in der Kammer musste mir ohne Zweifel gehorchen. Ich streckte ihm den Becher entgegen. »Gib mir mehr davon!«, befahl ich, doch er reagierte nicht. Ich suchte und fand ihn, ertastete eine Joppe und eine Kapuze. Sein Hals war lächerlich dünn. Ich drückte ihm meine Hand auf die Kehle, um meine Forderung zu unterstreichen. Was immer er mir auch zu trinken gegeben hatte, ich brauchte mehr.

Seine Faust schloss sich um mein Handgelenk. Die silbern glänzenden Augen zogen meine Blicke

auf sich, als wären sie magnetisch. Aber von meiner Forderung konnten sie mich nicht ablenken. Ich packte die Hand und zog sie von mir weg. Es war einfach, als besäße er nur die Kraft eines Kleinkindes. Dann drückte ich fester zu. Auch seinen Puls spürte ich nicht. Er war schon tot. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Unwillkürlich ließ ich los.

»Oh Gott, bist du stark«, gurgelte der Unbekannte und sank zusammen. Seine Augenlichter verschwanden. Aber ich war erleichtert, dass er lebte.

Ich kratzte mir die Nase. »Erzähl mir von meinen Fähigkeiten«, forderte ich. Doch der Kerl antwortete nicht. Mit dem Fuß stupste ich in seinen Leib. Er rührte sich nicht, war ohnmächtig, zu nichts zu gebrauchen.

Meine Gedanken kreisten unentwegt um den köstlichen Trunk. Mehr als alles andere brauchte ich ihn, mein Körper schrie nach ihm. Hektisch suchte ich danach, tastete den Raum ab, erspürte Säcke mit Körnern, Maiskolben, leere Flaschen – und eine volle. Das musste er sein!

Gierig öffnete ich ihren Bügelverschluss und fiel vor Ekel fast um. Brennnesseljauche, schrecklich, das stank schlimmer als ein Misthaufen. Aber von dem Saft, der mich so beflügelt hatte, fand ich kein Tröpfchen.

Der Mann regte sich, etwas kratzte über den Boden und er schnaufte. Ich wollte ihm nicht mehr begegnen. Erleichtert ertastete ich eine Türklinke und den Riegel, öffnete die Tür und stand in einer Durchfahrt, die von einer Petroleumfunzel beleuchtet wurde. Hinter mir öffnete sich ein Hinterhofbauernhof. Von dort stammte der Gestank nach Kuh und Schwein. Vor mir verschloss ein schweres Tor den Durchgang.

Müelos schob ich den Riegel zurück und öffnete den knarrenden Torflügel nur so breit, dass ich hindurchschlüpfen konnte. Ich befand mich in einer Mietskaserne, die wohl gerade aus dem Boden gestampft worden war, denn noch roch der Putz nach feuchtem Kalk.

Der enge Innenhof war von Häusern begrenzt. Aus manchen Fenstern drang unruhiges, fahles Licht. Zwei weitere Höfe durchquerte ich hurtig und kam an das äußere Tor. Mitten in der Nacht war es bestimmt verschlossen. Doch als ich die Klinke drückte, sprang ein Torflügel so weit auf, dass ich auf die Straße treten konnte.

Draußen stand ich vor einer Reihe dieser Mietskasernen, die mir im flackernden Licht der Gaslaternen vage bekannt vorkamen. Alle Fenster waren verschlossen, trotzdem waberten leckere Düfte von den Häusern her.

Sie weckten meinen Appetit und früher wäre mir das Wasser im Mund zusammengelaufen vor Vorfreude auf eine gute Mahlzeit. Doch jetzt rumorte etwas in meinem Bauch und dieses Etwas zog mich mit Macht zu der Quelle der verführerischen Düfte, drängte mich, die Häuser zu stürmen und meine Gier mit den Köstlichkeiten zu befriedigen, die mich dort erwarteten.

Eine innere Stimme hielt mich jedoch davon ab. Ich durfte die Menschen nicht einfach überfallen und ihnen ihr Essen rauben. Das war unmoralisch.

Um diesen unerklärlichen Trieben zu entfliehen, rannte ich ohne Ziel los und flog durch die Straßen der Stadt, schneller als die schnellste Lokomotive es vermocht hätte. Im Handumdrehen ließ ich die Häuserschluchten hinter mir und blieb im Grünen stehen.

Das heißt, ich wollte stehenbleiben und bewegte meine Beine langsamer. Jedoch vom eigenen Schwung mitgerissen stolperte ich, stürzte und kugelte eine Böschung hinunter. Mit lautem Platschen landete ich im Wasser.

Wie ein Stein ging ich unter. Unbewusst ruderte ich mit den Armen und bewegte meine Beine wie ein Frosch. Ich versuchte zu schwimmen. Trotzdem sank ich bis auf den Grund des Wasserlaufs. Ich spürte, dass er glitschig war, steinig und schlammig. Unrat bedeckte den Grund. Atmen konnte ich nicht, musste ich wohl auch nicht. Wo blieb das Gefühl zu ersticken? Ich spürte es nicht. Und wieso hatten mich die Schwimmbewegungen nicht nach oben getrieben, wo ich doch so stark war wie nur irgendwer? Etwas in mir wunderte sich, dass ich nicht fror.

Dann bemerkte ich die Ruhe unter Wasser. Im Grunde war es angenehm hier, denn ich roch die überwältigenden Dünfte nicht, meine Gedanken ordneten sich. Trotzdem merkte ich ein Ziehen im Leib, das mich aus dem Wasser trieb.

Ich stellte meine Füße auf den Boden, ging in die Knie und stieß mich kräftig ab. Und – zack – sauste ich durch das Wasser in die Luft und hoch über die Bäume. Dann fiel ich wie ein Stein und landete im wieder im Kanal.

Schlecht gezielt.

Aber der Sprung hatte mir Übersicht verschafft. Nun wusste ich ungefähr, wo ich war und dass sich niemand in der Nähe aufhielt. Das, worin ich badete, war vermutlich die Spree, denn am westlichen Flussufer dehnte sich ein großer Park hinter einem hell angemalten und mit flackerndem Licht beleuchteten Gebäude. Es sah aus wie das Schloss Charlottenburg.

Ich verlegte mich aufs bedachtsame Gehen und kletterte auf der Parkseite aus dem Wasser. Pudelnass stand ich vor dem Zaun und tropfte. Schnell bildete sich eine Pfütze um meine Füße.

Im Osten graute der Morgen, aber kein Vogel zwitscherte. Viele Bäume waren nur noch schütter belaubt. Auf dem Boden lagen trockene, gelbe und braune Blätter. Es musste Herbst sein.

Ich schüttelte mich und versprühte Regen um mich herum. Meine Kleider waren schwer von Wasser. Doch den ekelhaften Gestank nach Sauermilch und Kuhstall war ich los. Ich zog die Jacke aus, wrang sie mit Leichtigkeit und streifte so viel Wasser wie möglich aus der geflickten Hose. Beim Tun wurde mir bewusst, dass ich dies aus Angst vor dem Erfrieren tat. Aber weder zitterte ich, noch spürte ich Kälte.

Allerdings nagte Schmerz in meinen Eingeweiden. Brennender Durst regte sich und lenkte meine Gedanken aufs Wesentliche. Ich brauchte diesen dickflüssigen süßen, würzigen, sättigenden Trank, den ich vorhin genossen hatte. Wie sollte ich an ihn gelangen? Den seltsamen Mann in der dunklen Kammer konnte ich nicht fragen – nicht nachdem ich ihn fast erdrosselt hätte.

Ich krümmte mich vor Krämpfen und fühlte mich nicht mehr unbesiegbar. Im Gegenteil: Wie ein elend verlassenes und vor Hunger vergehendes Kind fühlte ich mich, hilflos, kraftlos. Mit gespitzten Ohren und umherirrenden Augen suchte ich nach etwas, das mir Nahrung sein konnte. Doch vor allen Speisen, an die ich dachte, ekelte ich mich beim bloßen Gedanken daran.

An dem Eisenzaun hielt ich mich eine Weile aufrecht und klammerte mich bei jedem Schritt an ihn, bis die Schmerzen mich übermannten. Ich kauerte mich an den Zaun und erwartete den Tod, zitternd und mit Feuerwürmern im Bauch, die sich durch mein Gedärm fraßen und mich verbrannten.

Doch die Qual endete nicht und ich starb nicht. Die Sonne stieg über die Baumwipfel am gegenüberliegenden Spreeufer. Sie beendete die Nacht, nicht jedoch den Albtraum, durch den ich mich wand. Auch wärmte sie mich nicht. Trotz des Taufalles, der meine oberflächlich angetrockneten Haare durchnässte, fror ich nicht. Alles Natürliche perlte an mir ab wie an einem Stein.

Ich fragte mich, ob ich Moos ansetzen würde, während das lodernde Feuer mich von innen verbrannte, in meinem Bauch nagte und leckte, wie eine Schlange zischte und in meinen Hals kroch. Meine Versuche, es herunterzuschlucken, blieben vergeblich. Unbändiges Verlangen flüsterte etwas in mir, aber ich verstand die Äußerung nicht. Dafür hörte ich deutlich die Worte, die von außen in meine Ohren drangen.

»Na, Kumpel, haste etwa die ganze Nacht hier draußen jessen? Det is dir nich jut bekommen. Bist ja klatschnass und blass biste, meine Jüte, Alterchen. Du holst dir hier den Tod. Aber wen kümmert det, wenn unsa eens erfriert, wa?«

Ein unwiderstehlicher Duft umwehte ihn. Wie ein Bluthund auf der Spur richtete ich meine Nase auf ihn aus und drehte ich mich zu ihm hin. Er roch nach ungewaschenem Mann, Urin und Alkohol. Doch etwas anderes nahm ich auch wahr: süß, salzig, metallisch, gehaltvoll und machtverleihend. Als folgte ich mit den Augen einem hellen Lichtpunkt, fokussierte sich mein Geruchssinn auf die Stirn des Menschen.

Ein Penner wankte auf mich zu. In zwei Netzen transportierte er Decken, leere und eine volle Flasche Schnaps. »Mann, du bist ja janich alt. Richtig jung siehste aus. Und denn haste so weiße Haare? Und blass wie 'ne Leiche. Warte ma, ick hab noch n bisken Kümmel. Ick jeb dir wat ab. Det weckt die Lebensjeista, wa?«

So vor sich hinredend erreichte er mich und kniete sich vor mir nieder. Er war bestimmt um die Fünfzig und hatte graue Augen mit vielen Lachfältchen drumherum. Ein dicker Pickel zierte seine rote, aufgedunsene Nase. Doch meinen Blick zog eine aufgeplatzte Beule auf seiner Stirn magisch an. Blut lief heraus.

In meinem Oberkiefer spürte ich einen ungeheuerlichen Druck und ich merkte, dass sich meine Eckzähne verlängerten zu Fangzähnen wie bei einem Raubtier. Unwillkürlich fuhr ich an ihnen entlang, leckte mir die Lippen und ich verstand, was die Gier in meinem Hals zischte: »Blut. Blut. Blut. Gib mir Blut!«

Rote Schleier tanzten vor meinen Augen, ich brannte lichterloh und packte seinen Kopf, presste meine Lippen an seinen Hals, spürte die warme Haut, das verlockende Pochen seiner Schlagader. Als steuerte eine fremde Macht meinen Körper, öffnete ich meinen Mund, um meine Zähne in seinen Hals zu schlagen. Doch es war schwierig. Ich ritzte seine Haut auf, doch nur ein paar Tropfen Blut benetzten meine Lippen, kaum mehr als der Hauch einer Ahnung. Der süße Geschmack seines Blutes beruhigte mich, doch ich konnte zu wenig ablecken. Ich brauchte mehr, viel mehr. Ich saugte, doch ich hatte das Blutgefäß offenbar nicht getroffen.

Er ließ seine Einkaufsnetze fallen. Wie Windmühlenflügel schlugen seine Arme um mich herum, doch ich stand auf und nahm seinen Kopf mit.

Der Mann schrie: »Lass mir los! Wat soll denn det? Aua, du ...«

Kracks.

Wie ein trockener Ast zerbrach sein Genick. Schlafl baumelte der Körper, gehalten nur von seinem Kopf in meinen Händen. Seine Halsschlagader stand still.

Ich spürte einen dröhnenden Schlag in meiner Brust, als ertönte eine riesige Glocke. Und wie eine heimtückische Schlange zischte die Gier. »Blut, Blut – gib mir sein Blut!«

Ihre Forderung zerrieb etwas in mir. Unter einer harten Schale kroch mein Gewissen hervor, das das Verlangen vorerst verjagte: »Ich werde sein Blut nicht trinken. Das darf ich nicht tun, das ist grässlich!«

Als ich meine Finger öffnete und mein Opfer fallenließ, sah ich zum ersten Mal bewusst meine leichenblasse, hell glänzende Haut. Ich begriff, dass ich ein Mörder war, ein Monster, das nach dem Blut des armen hilfsbereiten Mannes gegiert hatte.

Wie von tausend Hunden gehetzt floh ich über den Zaun in den Schlosspark und versteckte mich auf einer hohen, dicken Eiche, die ihre vertrockneten gelben Blätter noch trug.

Obwohl ich nur ein paar Tropfen des Blutes aufgesaugt und abgeleckt hatte, beruhigte sich mein Bauch. Etwas rumpelte noch darin, aber Schmerzen hatte ich nicht mehr.

Als ich nach unten lugte und ein Eichhörnchen sah, das sich gerade überlegte, dass es diesen Baum lieber meiden sollte, weil sich ein unheimliches Wesen darin verbarg, wurde mir deutlich, dass ich diese Erscheinung war und so unheimlich, dass sich selbst Eichhörnchen vor mir fürchteten.

Noch unheimlicher war, dass ich seine Überlegungen wie eine Stimme gehört hatte. Was war ich? Ein Gedankenleser, schnell wie nur irgendwas, ungeschickt wie ein Kleinkind, kalt, hart und gierig nach Blut wie ein Biest. Und überhaupt: Wer war ich?

»Ein Hungriger bisssst du, durstig nach Blut, dassss bisssst du.«

»Das weiß ich«, gab ich dem Verlangen zur Antwort, das sich schlangengleich in meinem Bauch ringelte. Aber sonst war ich ahnungslos wie ein Säugling. Oh – an dieses Wort durfte ich nicht einmal denken, schon nagte sich im Gefolge der heimtückischen Schlange ein Feuerwurm durch meinen Darm.

»Saugen mussst du«, zischte sie, »Blut saugen, dassss mussst du!«

Durst trocknete meinen Mund aus, sodass meine Zunge am Gaumen klebte. Noch schmeckte ich das Blut des armen Mannes. Mein Verlangen auch.

»Geh zurück. Saug ihn ausssss, du mussst ihn ausssssaugen.«

Ich hob meine Brust, um tief einzusatmen, und beschied ihr: »Nein, eher sterbe ich!«

Es war mir, als hörte ich ein leises »Hihhi« in meinen Eingeweiden. Ich lehnte mich auf meiner Astgabel gegen den Stamm, um sicher zu sitzen, denn Licht kreiselte vor meinen Augen und das hypnotische Zischen versuchte meinen Geist zu beeinflussen.

Aber etwas in mir widerstand ihm – eine warme runde Frauenstimme, die in mir erklang. »Wir sind arm, aber keine Verbrecher. Wir bleiben auch in der Not aufrechte Bürger.«

Wer waren *wir*? Wer war sie? Wer war ich? Diese Fragen lenkten mich von meiner inneren Unruhe ab. Die warme Stimme klang in mir nach. »Ich bleibe auch in der Not aufrecht!«, sagte ich laut.

Das Feuer hatte Junge bekommen und wie auf Befehl fraßen sich viele von ihnen durch mich hindurch. Mein Bauch brannte lichterloh. Rote Schleier tanzten um mich herum. Mit beiden Händen wedelte ich sie fort.

Rumms!

Wie ein abgebrochener Ast fiel ich durch die Krone der Eiche und landete auf dem Boden.

»Essss issst nicht weit, saug ihn ausssss, du mussst sein Blut ausssssaugen.«

»Wir bleiben auch in der Not aufrechte Bür...« Diese Worte und die Stimme, die sie sagte, kamen mir bekannt vor und halfen mir, stark zu bleiben. Ich spürte in mir das innige Bedürfnis, meinem unmenschlichen Verlangen zu widerstehen. Die Stimme, die sicherlich zu einer Erinnerung gehörte, hielt mich zurück, wenn die Schmerzen im Bauch mich drängten, doch des Mannes Blut zu trinken.

»... saugen, Blut trinken«, forderte das Ungeheuer in mir.

»... aufrecht!«, erwiderte mein Gewissen.

Die Stimmen in mir trugen ihren Streit aus und ich krümmte mich vor Schmerzen, Hoffnung, Bauchweh und Gewissensbissen. Stundenlang. Manchmal huschte ein ängstliches Tier an mir vorbei.

Eine Krähe machte sich über mich lustig. »Da liegt er, der feine Mensch«, hörte ich ihre Gedanken, »... und muss genauso elendig verrecken wie wir alle.«

Der Vogel hüpfte zu mir heran. »Der ist kalt wie 'ne Leiche, aber er stöhnt und bewegt sich. Da geh ich lieber nicht ran«, überlegte sie, rief laut: »Kräh, kräh!«, und flog weg.

Elendig verrecken. Das wollte ich so gern, viel lieber als »... dassss Blut trinken, dassss mussst du!«, was die Blutgier verlangte – immer deutlicher, immer nachdrücklicher – weiter oben im Hals, fast in meinem Mund mit den unheimlichen Fangzähnen. Ich verschloss ihn krampfhaft und schluckte sie herunter, während ihre feuerlegenden Gehilfen meine Eingeweide brieten. Doch trotz meiner Abwehr zog sie mich zu meinem Mordopfer hin. Er lag vor dem Zaun, ich stand noch dahinter.

Der Alte lag auf dem Rücken. Seine gebrochenen Augen starrten in den Himmel, der Regen versprach, obwohl es nur taufeucht war.

»Sein Blut, du mussst essss trinken.«

Das »Aufrecht« der anderen Stimme in meinem Geist verklang leise und wärmte meine Gedanken nicht mehr.

»Trink sein Blut. Du brauchssst essss.«

Ja, aber wie? Er blutete nicht mehr. Ich brauchte andere Opfer. Ratlos blickte ich mich um. Da draußen war das Schloss, die Schlossbrücke. Dort würde ich eines finden, dort lustwanderten Menschen voll warmem, würzigem Trank, der mich erstarken lassen und mächtig machen würde.

Es begann zu regnen. Die Einflüsterungen der Gier wirkten. Ich rappelte mich hoch und wankte ähnlich wie der Penner zum Zaun in der Nähe der Baustelle für die neue Schlossbrücke.

Nur noch ein paar Meter war ich weg, da roch ich Menschen. Ich hörte platschende, eilende Schritte, leise Stimmen, die sich entfernten. Sehen konnte ich sie schlecht, denn der blutrote Nebel vor meinen Augen verschleierte die Welt. Hinterher, befahl ich mir, rannte los, wollte sie überfallen, aussaugen. Endlich wusste ich genau, was ich tun musste.

Unvermittelt donnerte ich gegen den übermannshohen schmiedeeisernen Zaun und blieb stehen, kratzte mich am Kopf und hielt mich an einer Gitterstrebe fest. Sie war krumm. Ich guckte nach oben und sah im roten Nebel eine Gestalt über den Zaun klettern. Ach was, klettern – gleiten. Federnd blieb sie neben mir stehen und öffnete einen Regenschirm.

Ich rieb mir die Augen und kniff sie dann zusammen, um ihn zu fixieren. Es war ein geruchloser Mann mit silbern strahlendem Blick, der den roten Schleier vor meinen Augen vertrieb.

Seine silbernen Haare trug er in einem Pferdeschwanz, der mit einer schwarzen Samtschleife gebunden war. »Na, wen haben wir denn da?«, fragte er in leutseligem Ton. »Einen verwirrten Jungvampir! Sie haben Glück, dass *ich* Sie bemerkt habe.« Das »ich« betonte er seltsam. Er griff in die Manteltasche, holte einen silbernen Flachmann hervor, öffnete ihn und reichte ihn mir.

Ein köstlicher Duft entströmte der Flasche. »Dassss issst Blut!«, zischte meine Gier und arbeitete sich in meinen Mund vor. Ich hoffte, der Fremde würde sie nicht bemerken. Blitzschnell ergriff ich das Silbergefäß und schüttete das Blut in mich hinein.

Augenblicklich wankte ich nicht mehr und als ich geschluckt hatte, beruhigten sich meine Eingeweide, die Eckzähne glitten wieder in meinen Oberkiefer zurück. Trotzdem blieb das Hochgefühl aus, das ich empfunden hatte, als dieser andere Mann in der Kammer mir seinen Trunk gereicht hatte. Ich war satt, aber unbefriedigt. Das Wirken der Macht und die Kraft fehlten mir.

»Na, junger Mann, besser?«

»Wer sind Sie, wer bin ich?«, platzte ich heraus und wusste zugleich, dass das dumme Fragen waren.

»Klären wir erstmal, *was* Sie sind: Sie sind ein neugeborener Vampir. *Wer* Sie sind, erfahren wir bald, wenn die Erinnerung wiederkommt.«

»Was ist ein Vampir? Sind Sie auch einer?«

»Ja, ich bin ein Vampir. Aber ich glaube, alles Weitere besprechen wir lieber zu Hause.«

»Ich weiß nicht, wo ich zu Hause bin.«

»Wir gehen zu mir, mein Lieber! Kommen Sie. Verzeihen Sie mir, aber ich muss Sie hart anpacken, damit wir an den Menschen vorbeikommen und diese heil und gesund bleiben. Außerdem ...«

Es klickte und eine Fessel lag um mein Handgelenk herum. Ehe ich mich versah, hatte der Unbekannte sich hinter mich bewegt und meine andere Hand gefesselt. Jetzt trug ich sie wie ein Schwerverbrecher hinter dem Rücken. »Was tun Sie da?«, protestierte ich.

»Auch wenn Sie es jetzt nicht glauben, lieber Jungvampir: Ich rette gerade Ihr Leben!«